

Kurt Schietzel, Stand der siedlungsarchäologischen Forschung in Haithabu — Ergebnisse und Probleme. Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu 16. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1981. 123 Seiten mit 41 Abbildungen und 29 Karten.

Das Erscheinen des 16. Berichtes gibt Anlaß, in diesem Anzeiger erstmals seit etwa 30 Jahren wieder über die spezifisch archäologische Tätigkeit am inneren Ende der Schlei zu berichten, gleichzeitig aber auch die letzten beiden Jahrzehnte angespannter Tätigkeit dort auf dem Hintergrund der im Jahre 1900 begonnenen, nunmehr achtzigjährigen Feldforschung zu reflektieren.

Der Anlaß gründet sich anders als der für die in Notzeiten gegebenen kurzen oder selektiven Berichte der Grabungen 1900–1915 und 1921 (F. Knorr, Schleswig und Haithabu, in: Heimatbuch Schleswig I [1924] 24–31) und der Jahre 1930–1939 (H. Jankuhn, Die Ausgrabungen in Haithabu 1937–1939 [1943], mit Verweisen auf ältere Literatur). Denn 17 Jahre ungestörte Forschungstätigkeit, davon die meisten Jahre Ausgrabungen in Haithabu und seinem Umfeld und in der Altstadt von Schleswig, fallen in diese Zeit wirtschaftlicher Blüte, wobei im letzten Jahrzehnt gleichzeitig die Auswertung der Haithabugrabungen 1962/63 und vor allem 1966/69 im Mittelpunkt standen. Mittel zu erhalten und Mitarbeiter zu motivieren, war in den letzten zwei Jahrzehnten K. Schietzels großartige Leistung als Voraussetzung jeder weiterführenden Arbeit, deren Auswertungsmodalitäten ebenfalls seine und seiner Mitarbeiter Erfahrung in sich schließen.

Dem 16. Bericht liegt ein Vortrag anläßlich eines DFG-Kolloquiums 1977 zugrunde. Der Beginn des Berichtes befaßt sich mit der technischen Bewältigung der Ausgrabungen (S. 8–26). Die Brauchbarkeit des Systems (also das Funktionieren der ineinandergreifenden Einzelabläufe) wird an vielen Beispielen demonstriert. Die Gliederung des Forschungsprojektes (S. 28–31) nennt etwa 80 Personen als Beteiligte; nur ist nicht klar zu ersehen, wie umfangreich der jedem zugeordnete Anteil ist. Nach den Erfahrungen der Berichte 1–15 ist mit sehr unterschiedlichem Aufkommen zu rechnen. Etwa ein Viertel der Manuskripte fehlt noch — ein überaus günstiges Verhältnis zum außerordentlichen Umfang dieses Unternehmens.

15 Berichtshefte (seit 1969) mit sehr unterschiedlich umfangreichen Beiträgen von 42 Autoren, von denen einige mehrfach vertreten sind, davon 4 als Monographien zu werten (!), gehen diesem 16. Bericht voraus. 16 Berichtshefte in anspruchsvoller Redaktion innerhalb von 12 Jahren vorzulegen, ist schon eine beachtliche organisatorische Leistung für sich; wieviel mehr noch, 42 Autoren durch die Organisationsstruktur eines zweijährigen Probelaufs und einer folgenden dreijährigen ununterbrochenen Ausgrabung auch später noch so zu verklammern, daß alle Relikte und Befunde, seien sie organischer oder anorganischer Natur, als gleichwertig und zueinandergehörig bearbeitet werden können. Als Stichworte (hier ohne Verfassername) lassen sich die folgenden Bereiche — und in dieser publizierten Reihenfolge — geben: Archäologische Befunde, Dachkonstruktionen der Häuser, Botanisches Material (alles 1963/64); Haithabuschiff (1953); Metallschmuck und Gußformen, Munus-divinum-Nachahmungen, Kämmen, Importkeramik, Karneolperle, Textil- und Lederfunde, Netzwerk, römische Ziegelbruchstücke, hölzerne Kleinstücke, Specksteingefäße (alles 1963/64); Technologie des Eisens, Gewichte (1900–1969); Eisengeräte (1963/64); Schnappschloß, verziertes Gefäß, Prachtschwerter und deren Verzierungstechnik (1971); Runenstäbe, Haustiere, Wildtiere (1963/64); Neubearbeitung des Bootkammergrabes von 1908 (eine umfangreiche Monographie); Knochennadeln (1900–1964) (eine Göttinger Dissertation 1973); ichtyologische Untersuchungen (vorwiegend 1967–1969); anthropologische Untersuchungen und Bestattungen (1963/64 und 1966/69); Tauwerk (Gehölbzaste), holzanatomische Untersuchungen (1966/69); Pilzfunde (!) (1966/69); dendrochronologische Datierung der Baufunde (1966/69, Ausschnitt); Amethystanhänger, knöcherne Kernspaltflöten, ein byzantinisches Bleisiegel, Petrefakten,

Schiffsgrab von der Ile der Groix (Bretagne) als Exkurs zur Neubearbeitung des Bootkammergrabes (1908); Thorshämmer, eine angelsächsische Zierscheibe des 7. Jahrhunderts (1969); Hundeskelette (1966/69); Specksteinfunde (1900–1969) (eine umfangreiche Monographie mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen); Schweineskelette (1966/69); Stand der Forschung (s. o.).

Das Kernstück des Berichtes (Kap. 5, Untersuchungsergebnisse, S. 31–86) ist etwas enttäuschend. Hier wird vieles gesagt, was schon aus den frühen Berichten bekannt war oder gar schon aus den Grabungen 1930/39, und so wie dort fehlen auch hier Gelände-Koordinaten als Bezüge auf die Befunde. Mehr noch als in den Berichten über die Grabungen 1930/39 (die sämtlich immer noch Vorberichte sind!) werden hier eher Musterbücher zu den Variabilitäten der Befunde geboten als vollständige Befunde selbst. Geteilter Zustimmung sicher dürfte auch die Abstützung der These sein (S. 51), daß stratigraphische Besiedlungsabläufe und aus ihnen entwickelte chronologische Siedlungsabfolgen in Haithabu mit archäologischen Mitteln sehr schwer nachzuzeichnen seien, wenn diese sich auf F. Knorrs Bericht über die Grabung 1901 gründet (der eine Befund- und Fundeinmessung im heute zu fordernden Umfang nicht kannte). Es war bei abgesenktem Grundwasser durchaus möglich, diese Annahme, die sich fast wie eine Ideologie durch die Berichterstattung auch der früheren Jahre zieht, zu überprüfen. Es sollte dann die Frage erlaubt sein, warum auf Abb. 25 sogar in der schematischen Darstellung einer Parzelle 14 Siedlungsschichten durchgehend und genau beobachtet werden konnten, ferner, daß sich in der Nähe der Zäune wallartige Abfallablagerungen feststellen ließen. (Wir vermissen hier wie bei den Tabellen S. 56–59 den Bezug auf NN, der dem Leser zum selbständigen Weiterarbeiten sehr hilfreich sein könnte.) Immerhin lassen die Lagerungstabellen der Keramik und des Specksteins (S. 56–59) durchaus Verdichtungsbereiche in der Vertikalen erkennen. Diese müßten sich mit den Mittelwerten von unteren Hauspfeilengrenzen (Abb. 30) in ihrer Höhenlage oder auch nur im Neigungswinkel des Geländes (zum Noor hin) miteinander vergleichen lassen, wobei es jetzt zunächst nur auf einen Neigungsvergleich, nicht auf absolute Höhengleichheit ankäme. So kann man an dieser Stelle auch dem Einwand begegnen, daß die siedlungsarchäologische Bewertung von Teilen der Importkeramik (zu der schon K. Weidemann, Ber. 4 [1970] 46 ff. einen Beitrag lieferte) aufgrund ihrer z. T. sehr weiträumigen Streuung „den Siedlungsarchäologen betroffen machen“ (Ber. 16 S. 53) sollte. Ich sehe dazu keinen Anlaß. Es gibt zu dieser Erscheinung eine schon denkwürdige, klassische Parallele. Der Dresdner Archäologe G. Treu kartierte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Ausgrabungen in Olympia sehr exakt die Trümmerstücke der Figuren aus dem Ost- und Westgiebel des Zeustempels. Die wohl durch ein Erdbeben abgestürzten Figuren blieben als Trümmer so liegen, wie das Beben und die Anziehungskraft der Erde sie verwarfen. Die große Masse, mehr als 90%, lagen noch am Ende des 19. Jahrhunderts dicht zusammen, höchstens 8–10 m voneinander entfernt. Weniger als 10% lagen weiter, im Einzelfall viel weiter fort, so daß man das als bewußte Verschleppung deuten kann. Sehen wir die Karte 5 an, so sind mehr als 90% der durch die Linien verbundenen Badorfer und Pingsdorfer Scherben etwa 8–12 m und — entscheidend! — auch weniger als das voneinander entfernt. Das tertium comparationis, nämlich der Streuwert, ist in beiden Fällen gleich und bestätigt aus der Resultante des Kräfteparallelogramms von Anziehungskraft der Erde und der menschlichen Bequemlichkeit dasselbe Bild, nämlich Trümmer nicht weiter zu tragen als es das Siedeln unbedingt erfordert. Wir sind also mit den gleichen Argumenten (wie Weidemann 1970 und Schietzel 1981) zu entgegengesetzten Ergebnissen gekommen. Über 90% der „zusammensetzbaren“ Scherben liegen dicht zusammen, um oder unter 8 m auseinander, woraus man eine große Lagestabilität folgern darf, die durch die Vertikale noch überprüft und an Vergleichsgruppen wie Muschelgrusware, Drehscheibentopf und Speckstein kontrolliert werden sollten.

Der 16. Bericht, das muß betont werden, versteht sich als Bericht der Aktivitäten nach 1962. Das wird schon dadurch dokumentiert, daß die alten Grabungen 1900–1915 und 1921 sowie 1930–1939 auf den Plänen überwiegend fortgelassen worden sind. Für einen Außenstehenden ist das recht mißlich. Er findet schwer Anschluß an die alten Vorberichte und Monographien. Der Bericht stellt vorwiegend Organisationsprobleme und Auswertungsverfahren dar. Die Normierung der Arbeitsgänge — als Voraussetzung einer zukünftigen gleichwertigen Basis für die sehr unterschiedlichen Auswertungsvorgänge — ist sicherlich eine großartige Tat, aus vielen Erfahrungen erwachsen. Sie führt dazu, das Schematisch-Mechanische des Bergungsvorganges in den Vordergrund der Auswertung zu stellen. So sind die Auswertungskarten für die Massenfunde wie Keramik, Webgewichte und Speckstein (S. 56–59) in numerischer Reihung der Grabungsflächen angeordnet. Ein Blick auf die Karten 1 und 2 zeigt, daß diese Reihung an Wert verliert, wenn man topographische Befunde, etwa den Siedlungsgrund, mit heranzieht. Es ist kaum anzunehmen, daß die unterschiedlichen Strukturen wie Wege und Hauskomplexe, vom Bachbett ganz abgesehen, sich nicht auch in den 5×5 m²-Quadraten als Reliefs niedergeschlagen haben sollen. Obwohl diese Größe (25 m²) manchen interessanten feinstratigraphischen Befund notwendigerweise verallgemeinern muß, soll nicht das ganze, letztlich zeit- und kostenabhängige Bergungssystem in Frage gestellt werden.

Der Bericht erklärt ganz ohne Bezug zu (auch später vielleicht) noch vollziehbaren Befunden, also zu den Koordinaten. Er erklärt das Spektrum von Befundgruppen wie Bachuferbefestigung, Wegebefestigung, Gebäudekonstruktionen, Zäunen und Brunnen und setzt damit die Berichte Jankuhns fort, ohne mehr zu liefern als dort, wo man die Befunde jedenfalls exakt lokalisieren konnte, was hier durchgängig nicht möglich ist. Manches Grundsätzliche, z. B. über die Abhängigkeit des zeitgenössischen Noorufers vom ehemaligen (tieferen) Wasserspiegel (S. 51), ist schon vor Jahrzehnten von Schwantes, Jankuhn und Hübener gesagt worden. Die vom Ausgräber betonte und schon oben erörterte Tatsache, daß in den Hölzern der Siedlungsreste keine „stratigraphische“ Ordnung über die ganze Grabungsfläche zu erreichen sei, weil die Reste vertikal nicht trennbar sind, haben in der Dokumentation in diesem Punkt zu einer eigentümlichen Leere geführt. Abgesehen von der sehr instruktiven dendrochronologischen Trennbarkeit von Gebäudeteilen und damit der nachweisbaren Folge von Bauteilen und Gebäuden, Wegebefestigungen, Brunnen usw. gibt es offenbar weitere Ausnahmen von der „Nichtordnungsmöglichkeit“ indem z. B. der Mittelwert der abgefaulten Oberkante verschiedener Gebäude sich eben doch gegeneinander abheben kann (Ber. 16 S. 61). Wenn sich hier auf einer Strecke von etwa 4,5 m Länge Höheneinheiten von weniger als 0,25 cm Differenz verbindlich und damit als zusammengehörig erweisen, ist das doch ein großer Gewinn. Wenn das in diesem (besonders glücklichen?) Fall feststellbar ist (das dort angeschnittene absolut dendrochronologische Problem wollen wir hier fallen lassen), dann müßte sich eine Aufnahme aller wichtigen Oberkanten senkrechter Hölzer, im vertikalen Abstand von je etwa 0,3 cm, doch gelohnt haben. Den Beweis dafür lieferte der Grabungsleiter selbst im Bericht 1, Plan bei S. 60. Auf dem Plan wäre angesichts der klaren Grundriß-Struktur (Jankuhn nannte das 1943 und 1949, auch im Hinblick auf den „rechtsarchäologischen“ Gehalt, die „Planung“) die reichliche Versorgung mit Höhenangaben zum Nachvollzug für den Leser sinnvoll gewesen. Diese Angaben hätten eine Vorstellung vom Gefälle des Geländes gegen das Noor hin vermittelt. Die Verbindung zur Grabung 1930/39 (Ber. 1937/39, 21, 22, 25, 40, 41 und vor allem aber 17, Abb. 3) ist in der Praxis schwer nachzuvollziehen, weil der Plan 1937/39 in den Koordinaten genauer, in der „Planung“ schematisiert und in den Höhenangaben genauso schweigsam wie sein jüngerer Nachfolger ist. Ein maßstabgleicher, die Aufmessungen von 1937/39 ausführlicher behandelnder Plan mit Höhenangaben wäre deshalb heute noch sinnvoll und in den Kosten immer noch vertretbar. Hier liegen nämlich zwei durch höhere

Gewalt in der Bearbeitung getrennte Grabungsflächen verschiedener Höhe, aber gleicher bzw. übergreifender Begrenzung vor, die lediglich durch die Verfallszeit (1939/46) und die Verfüllzeit (1946/63) und die Wiederaufgrabung mit Ladeschauflern und Baggern (1963) eine Zerstörung bzw. Zwischenstörung erfahren haben. Leider erfährt man über den Höhenabstand zwischen der letzten Dokumentation 1939 und der obersten Planaufnahme von Holzresten 1963/64 nichts. Das müssen mehrere dm gewesen sein. Ein Vergleich zwischen diesen Plänen zeigt noch heute trotz erschwerender Umstände die Konstante der Grundrichtungen von Bachbett, Wegen, Grundstücksrichtungen und -trennungen und auch von Häusern, aber doch auch starke Schwankungen in den linearen Strukturen. Dies bedeutet, daß die Variabilität der Gebäudeabfolgen sich in eine größere, lebendigere Abfolge zusammenfassen läßt (die sich aus einer Unsumme von Feinheiten und Empfindlichkeiten der Siedlungselemente sichtbar machen läßt), und die sich sehr wohl auch im groben durch jeweils gemeinsame Höhenlagen manifestiert. Der Dendrochronologie, die wohl nicht die ganze riesige Fläche 1966/69 Bau für Bau erfaßt hat (?), fällt dabei natürlich die absolutchronologisch bestimmende Rolle zu.

Die Unterbrechung der Abfolge (1939/63) muß sich auch auf die Fundbergung ausgewirkt haben. So sind sicher die Fundstatistiken bei Hahn (s. u. S. 142) und Ulbricht (Ausgrabungen in Haithabu 7 [1978]), vielleicht auch bei Resi (Ber. 14 [1979]) und alle tieranatomischen Untersuchungen davon betroffen, ohne daß das immer eindeutig betont wird.

Die Tabellen S. 56–59 spiegeln den Tatbestand der dichten Zusammengehörigkeit vor, der nachweislich der Karten 1 und 2 nicht gegeben ist. Hier hat das Schema die zu differenzierenden Tatsachen überrundet. Die Flächen 1, 2, 3 und 4 liegen weit voneinander in geneigtem Gelände und sind wohl wegen des Bachlaufes angelegt, 5–9 sind Großflächen, wobei 4 (alt) und 7–9 die eigentlichen Großflächen darstellen.

Die vertikale Verteilung auf den Tabellen ist mit Vorsicht als Ergebnis anzunehmen. Die obengenannten Grabungsflächen verteilen sich in O-W-Richtung auf einer Länge von etwa 270 m (und etwa 60 m Breite). Ihre genauen Koordinaten sollten auch schon in Vorberichten genannt werden. Sie würden das Mitlesen erleichtern. Das unregelmäßige Gefälle des Geländes reicht an der Oberfläche von etwa +5,00 m NN bis unter +1,00 m NN, wobei das stärkere Gefälle im Westteil liegt. Auf den Tabellen werden nur die 15-cm-Pakete der künstlichen Bergungsschichten behandelt. Von ihnen wird nicht gesagt, ob sie eine vorberechnete künstliche, auf 200 m Länge gleichbleibende Neigung haben oder jeweils für sich in ihren 5-m × 5-m-Rastern exakt horizontal liegen, mithin wenigstens die großen Flächen zum Noorufer hin in sich getreppet sind.

Von jedem Rasterquadrat ist die Grabungsunterkante angegeben. Die Angabe nutzt dem Leser erst, wenn er weiß, wie tief die Siedlungsschichten in jedem Rasterquadrat hinunterreichten. Sind sie identisch mit der Grabungsunterkante oder steht die Grabungsunterkante in engem Bezug zu den ältesten Holzbauten und deren tiefster Eintiefung? Es besteht also noch eine enge Verbindung zwischen vertikalem und horizontalem Bezug, denn man darf doch davon ausgehen, daß die Karten 2, 3, 4, 5, 6 vertikal noch weiter aufzulösen sind, also auf Höhenunterschiede bis zu 1,5–2,0 m, und daß die horizontalen Quantitäten auch vertikal noch differenzierbar sind. Wenn bei den systematischen Oberflächenabsammlungen (Karten 23–29), also wieder horizontalen Lagerungen, dreigestufte Quantitätsanalysen als Hilfsmittel gelten, wieviel eher dann die doch ergrabenen Vertikalunterschiede in der Grabungsfläche?

Die Frage nach einer stärkeren vertikal differenzierenden Durchdringung der Grabungsfläche stellt sich auch deshalb, weil nach Anm. 3 (S. 91) für die Grabung 1966/69 allein 1080 m Profilzeichnungen erstellt wurden und in diesem Bericht kein Ausschnitt davon vorgeführt wird. Was vertikal diskutiert wird, sind Messungen und Lagen. Dies wäre Anlaß, auf die Relation zwischen Ausgrabungstätigkeit und Berichten in Haithabu

hinzuweisen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß in bezug zum sich steigernden Umfang und Aufwand der Ausgrabungstätigkeit bis heute noch mehr *de aliqua re* als *aliquam rem* geschrieben wurde. Das könnte berechtigte Vorwürfe induzieren, wenn man an alte Bring-schulden, etwa an die seit dreißig Jahren angekündigte Publikation des Sarggräberfeldes (vor dem 1. Weltkrieg gegraben!) inmitten des Halbkreiswalles denkt, die immer noch aussteht, oder an die Dokumentation und Auswertung der Suchlöcher 1900–1914, die ab 1949 erstmals auf den Plänen erschienen, seit 1963 aber wieder verschwunden sind. Es fehlt auch eine auswertende Vorlage zu den rund 1100 m² Fläche (teils mehrschichtig dokumentiert) im Suchgrabenkreuz 1930/34, zu denen etwa 2200 Meter Profil gehören. Nur einige knappe Sätze berichteten 1934 über die Befunde. Das ist entschieden zuwenig, wenn man in der folgenden Diskussion beobachten kann, wie viele siedlungsarchäologische Thesen auf diese *documenta inedita* inzwischen gegründet wurden. Der Rezensent nimmt sich da nicht aus. Die Ursache ist leicht zu finden. 1932 und vor allem 1934 geriet das Suchgrabenkreuz in die Feuchtgebiete. Das Interesse an den Trockengebieten erlosch so schlagartig, daß die erste wirkliche nach den Regeln der Kunst durchgezogene Flächengrabung 1930/31 im Westen (die für die Zeit- und Fachgenossen ebenso spektakulär wirkte wie auf eine jüngere Generation die Ganzjahresgrabung 1966/69), augenblicklich nur noch zum nicht mehr imponierenden Versatzstück gedieh.

Eine Dokumentation der Grabungen 1930/34 ist nach den sehr kurzen Vorberichten trotz mehrfacher Wiederholung des Planes der Grabungsfläche und einigen Bildern in der Literatur bisher nicht erschienen. Insofern verdrängt die Aussage im 1. Bericht über die Ausgrabungen in Haithabu (Ber. 1 [1969] Geleitwort) alte, nicht eingelöste Schulden. Die alten Grabungen sieht man zunehmend hinter dem Horizont verschwinden. Zugegeben, sie konnten in ihren „veralteten“ Grabungstechniken (bis 1921) oder im Trockenbereich (1930/34) nicht die originalerhaltenden Befunde und auch noch weniger Funde aus organischer Substanz beibringen, wie dann die Grabungsflächen in den Feuchtgebieten. Damit sind sie aber für die Beurteilungen, etwa der Mikrotopographie, immer noch wichtig. Zumal die einer Ausgrabungstätigkeit vorangehende Stufe, die Oberflächenabsammlung, seit jüngstem auch in Haithabu geübt und zur Argumentation herangezogen wird; man sich also Verfahren bedient, die auch mit beschränkten Mitteln beurteilenswerte Ergebnisse liefern können.

Diese Gedanken lassen nach dem bibliographischen Schicksal der Haithabu-Grabungen 1900 bis 1982 fragen. Den seit 1971 jährlich fortgesetzten Ausgrabungen in der Schleswiger Altstadt (also auf dem Nordufer der Schlei) werden jetzt auch die ersten großen literarisch greifbaren Erfolge beschert. (H. Lüdtker, Keramik Ausgrabung „Schild“; J. Ulbricht, Knochen und Geweihgerät aus den Grabungen Schild und Plessenstraße, beide im Druck). Damit wendet sich die Archäologie zum erstenmal mit fachspezifischen Argumenten dem Platz zu, der gerade im Jahre des Erscheinens der Sammlung der historischen Quellen (O. Scheel u. P. Paulsen [Hrsg.], *Quellen zur Frage Schleswig—Haithabu im Rahmen der fränkischen, sächsischen und nordischen Beziehungen* [1930]) durchaus gleichgewichtig noch in die Fragestellung, ob Ausgrabungen in der „Oldenburg“ das Problem der „Doppelstadt“ lösen könnten, hinein gehörte, nämlich nach Schleswig. Die auf 1930 folgenden Grabungsjahre haben das Gewicht des frühen „Sliesthorp/Sliaswic“ zugunsten von „Haithabu“ auf dem Südufer der Schlei für Jahrzehnte majorisiert. Die Bibliographie von 1937 (H. Jankuhn, *Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene* [1937] 335–338) zeigte das enorme literarische Umfeld bis zu dieser Zeit auf. Aber einen systematischen Nachtrag der letzten 50 Jahre vermißt man sehr. Heute beginnt sich nach ziemlich genau einem halben Jahrhundert das Gleichgewicht zwischen dem Nordufer der Schlei und dem Südufer, welches die historische Quellensammlung (Schleswig—Haithabu) 1930 so unentschieden darbot und das danach durch die Archäologie einen „Südufer-

Trend“ bekommen hatte, auch mit Hilfe der Archäologie auf einen zusätzlichen „Nordufer-Trend“ wieder einzupendeln. Das dürfte das Bedürfnis nach einer umfassenden Bibliographie nur noch verstärken.

Die sechzehn Berichte seit 1969 stellen keineswegs die gesamte publikatorische Tätigkeit in der Folge der Ausgrabungen der sechziger Jahre dar. Zu verweisen wäre hier auf die seit 1937 von der Römisch-Germanischen Kommission herausgegebene Reihe „Die Ausgrabungen in Haithabu“, die bis 1969 als einzige Publikationsreihe galt und in einem für die archäologische Berichterstattung praktischeren DIN A4-Format angelegt ist. Sie enthält den Forschungsstand bis 1930/34 und die Berichte über die Grabungsmaterialien vorwiegend der Zeit 1930/39, ab Band 5 aber auch solche von den jüngeren Grabungen. (H. Jankuhn, Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene [1937]; W. Hübener, Die Keramik von Haithabu [1959]; W. Herre, Die Haustiere von Haithabu [1960]; U. Schäfer, Anthropologische Untersuchung der Skelette von Haithabu [1963]; T. Capelle, Der Metallschmuck von Haithabu, Studien zur wikingischen Metallkunst [1968]; H. Steuer, Die Südsiedlung von Haithabu. Studien zur frühmittelalterlichen Keramik im Nordseeküstenbereich und in Schleswig-Holstein [1974]; I. Ulbricht, Die Geweihverarbeitung in Haithabu [1978]; K. E. Behre, Ernährung und Umwelt in der wikingerzeitlichen Siedlung Haithabu [1983]). Hier sei ferner auf die 1969/75 durchgeführten Ausgrabungen im Danewerksystem (H. H. Andersen, H. J. Madsen, O. Voss, Danevirke [1976]) hingewiesen. Diese Unternehmen waren den dänischen Kollegen übertragen worden. Nicht vergessen werden darf der Dissertationsdruck: W.-D. Tempel, Die Dreilagenkämme aus Haithabu, Studien zu den Kämmen der Wikingerzeit im Nordseeküstengebiet und Skandinavien (Göttingen 1969), der in erweiterter Form für die Reihe der „Ausgrabungen“ vorgesehen war, aber bisher dort nicht erschien. Ebenfalls als Dissertationsdruck erschien 1977/82 die Arbeit: K.-D. Hahn, Die einheimische Keramik von Haithabu (Kiel). Ihnen mag die Hamburger Dissertation von 1982: H. Lüdtkke, Die mittelalterliche Keramik von Schleswig (Ausgrabung „Schild“ 1971–72) sinngemäß an die Seite gestellt werden.

Die „Berichte“ sind also nur ein Teil der gesamten monographischen bzw. gereihten Publikationstätigkeit. Daß die Grabungen seit 1962, besonders die von 1966/69, quantitativ und qualitativ die besten Ergebnisse lieferten, lag auf der Hand. Insgesamt bietet deshalb die Literatur von und über Haithabu seit 1930 ein sehr komplexes Bild. Der „Fortschritt“ wurde rasch publik, die Materialkunde der Funde hat noch Lücken, die Gesamtschau, also vor allem eine synoptische Behandlung der Bau- und Schichtbefunde und diese bezogen auf die Kleintopographie, fehlt. Läge sie vor, würde es dem interessierten Leser möglich sein, die große Zahl der Fundmonographien selbständig einzuordnen und damit in die Diskussion eingreifen zu können. Gegenwärtig steht er mit vielen Teilen in der Hand da, ohne sie immer vollständig und sinnvoll zu einem Ganzen zusammenfügen zu können. Er liest deshalb auch mit Skepsis von der „selbst bereits Geschichte gewordenen Ferne“ der alten Grabungen (Ber. 8 [1976] Vorwort). Die alten Grabungen sollten schleunigst durch Veröffentlichung für die Forschung benutzbar gemacht werden. Sie sind in den Archiven und Magazinen immer präsent, aber nur wenigen greifbar.

Der Rezensent vermißt eine Geschichte der Ausgrabungen 1900–1980 im Spiegel ihrer Zeit und der jeweiligen Forschungsströmungen. In sie wären die Unternehmungen am Danewerk und in der Schleswiger Altstadt einzubeziehen. In ihr sollten auch denkmalpflegerische und konservierende Tätigkeiten gebührend gewürdigt werden.

Die Tätigkeit des Herausgebers der „Berichte“ hat sich in den letzten 20 Jahren nicht nur auf die Ausgrabungen in Haithabu beschränkt. Geländeerwerb durch die öffentliche Hand, Bebauungsverbote, Oberflächenabsammlungen und deren methodische Durchdringung, ständige Führung der Mitarbeiter, ein Millionenprojekt der lange geforderten Untersuchungen im amphibischen Gelände am Noor als Voraussetzung einer Schiffsbergung

1979/1980, die Einrichtung großer, zentraler Werkstätten, eine umfangreiche, einzigartige tieranatomische Vergleichssammlung der archäologisch/zoologischen Arbeitsgruppe in Schleswig, seit 1971 ununterbrochene Ausgrabungstätigkeit in der Schleswiger Altstadt, die Errichtung und Einrichtung eines neuen Haithabu-Museums am Fuße der Hochburg – dürre Beschreibungen von vielen neuen Vorbildern für uns von neuartigen Auffassungen für arbeitsteilige Vorbereitungen einer wissenschaftlichen Durchdringung der Befunde und Funde zweier großer Ausgrabungen und der denkmalpflegerischen und volksbildenden Tätigkeiten. Sie wird man den 16 Berichten hinzufügen müssen.

Hamburg

Wolfgang Hübener

Journal of Danish Archaeology. Volume 1, 1982. Herausgegeben von Kristian Kristiansen und Poul Otto Nielsen. Odense University Press, Odense 1982. 190 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Während der letzten Jahrzehnte ist es auch in Dänemark zu einer erheblichen Zunahme archäologischer Untersuchungen sowie zu einer beträchtlichen Vermehrung der Zahl hauptberuflich tätiger Archäologen gekommen. Für die schnelle Veröffentlichung der vielen neuen Befunde, Funde und Ergebnisse fehlte es zunächst an einem geeigneten Organ. Trotz der langen Geschichte gerade der dänischen Archäologie hat sich dort eine Tradition kontinuierlicher Berichterstattung über neue Funde, wie sie – in ganz unterschiedlicher Form – beispielsweise in Deutschland oder Norwegen besteht, nicht entwickelt; wohl nicht zuletzt deshalb, weil zunächst die starke Konzentration der Forschung auf Kopenhagen die Sammlung der Informationen in den Archiven des Dänischen Nationalmuseums ausreichend erscheinen ließ. Die traditionellen Periodika bringen vorzugsweise zusammenfassende, thematisch ausgerichtete Abhandlungen. Das hatte zur Folge, daß Berichte über neue Grabungen oder bemerkenswerte Einzelfunde vielfach nur in den nicht auf archäologische Themen beschränkten und an eine breitere Öffentlichkeit gerichteten Organen „Nationalmuseets Arbejdsmark“ und „Skalk“ oder in außerhalb Skandinaviens (und Schleswig-Holsteins) kaum regelmäßig zugänglichen regionalgeschichtlichen Zeitschriften erschienen (das zuletzt genannte archäologische Schrifttum läßt sich jedoch dank der seit 1974 über Neuerscheinungen referierenden „Nordic Archaeological Abstracts“ nunmehr recht gut übersehen).

Einen ersten erfolgreichen Versuch, dieser unbefriedigenden Situation abzuweichen, unternahm die seit 1975 im Rahmen der Natur- und Denkmalschutzbehörde („Fredningsstyrelsen“) dem Umweltministerium unterstellte Bodendenkmalpflege („Fortidsmindeforvaltning“) mit den aus einer Festschrift hervorgegangenen „Antikvariske Studier“ (Antikvariske Studier tilegnet Knud Thorvildsen pa 70-årsdagen 18. december 1977 [1977]; Antikvariske Studier 2, 1978; 3, 1979; 4, 1980; 5, 1982), die in dänischer Sprache, aber ab 1978 mit zumeist englischsprachigen Resümées erschienen und in ihren letzten Jahrgängen auch einen knapp gefaßten Überblick über neue Ausgrabungen brachten. Allerdings mußte sich die Bodendenkmalpflege ab 1978 den verfügbaren Platz mit der Baudenkmalpflege teilen.

Einen erneuten, sehr begrüßenswerten Anlauf zur Schaffung eines der schnellen Information über „the most important results achieved by archaeological investigation in Denmark or by Danish archaeologists working abroad“ (Vorwort, S. 6) dienenden Periodikums stellt das hier mit seinem ersten Band vorzustellende „Journal of Danish Archaeology“ dar, das in englischer Sprache erscheint und damit auch an eine breitere internationale